

Wer andern eine Goldgrube gräbt...

Eine Familiengroteske von Reg. Lotte Sassower

Es war Montag, man saß auf der Veranda beim Familientisch und es war, wie gewöhnlich, höchst ungemütlich. Der Gymnast Paul schimpfte auf den Professor, um die Stimmung für das erhaltene Nichtgenügend vorzubereiten, seine kleine Schwester Mini bellederte mit Eifer das blütenweiße Tisch Tuch, was einen Vortischwall der Mama, Prügel und Heulen mit sich brachte, die Köchin, die Sonntag nachts zu spät vom Ausgang heimgelehrt war, wurde während des Servierens von der Hausfrau mit spitzen Worten regaliert, die in ihrer Doppelsinnigkeit aber heimtückisch dem Gatten galten, als Einleitung einer ehelichen Szene, die für den Nachtsisch aufgespart blieb, wie der Unglückselige erfahrungsgemäß wußte. Jemand aus der Verwandtschaft, dieser Hydra mit 999 kopflosen Kratzschmäulern hatte ihn gewiß gestern in Gesellschaft der entzückenden Dame gesehen, die zum Sommeraufenthalt in das Städtchen gekommen war und die er gleich zu Beginn ihrer Anwesenheit in seiner Eigenschaft als Leiter des städtischen Bildungsvereins kennengelernt hatte. Sie war Schauspielerin, kam aus der Großstadt, trug sich dezent und gewählt und sprach mit einer ungemein melodiosen weichen Stimme, die ihn, den Musikenthusiasten, begeisterte, von Dingen, die einem Männergemüt unendlich näherstehen und interessanter sind als Klatsch und Hausfrauen-Angelegenheiten, mit deren Einzelheiten ihn seine Gattin andauernd quälte. So war Evelyn, nach all der Nüchternheit, Banalität und Unruhe seines Heims und seiner glücklosen Ehe, bald für ihn die Verkörperung seines Schönheits- und Friedenstraumes geworden. Sie wieder empfand die fast flehentliche Bewunderung dieses gedrückten, eingekochten Mannes wohlthuend, wenn auch schier erschütternd, neu. Das brachte es mit sich, daß ohne viel vorangegangenes Geplänkel eine tiefe, echte Herzensfreundschaft zwischen den beiden entstanden war, die sein ganzes Dasein erhellte, andererseits aber auch seine häusliche Misere grell beleuchtete. Es war das erstemal, daß er sich solch eine Loderung seiner schmerzlich einschneidenden Ehebande erzwang und er hatte das ganze Register üblicher Vorwände — und eine beträchtliche Anzahl geradezu genial hinzuerfommener — aufgewendet, um sich das Glück dieser teils so wundervollen, teils so energievoll aufregungsreichen Sommermonate zu reiten.

Nun stand der letzte Sonntag von Evelyns Aufenthalt bevor — gar nicht auszudenken schien es, sie dann nicht mehr sehen zu sollen! Doch dieses letzte Beisammensein sollte nicht, wie sonst, nur zwei bis drei ach so flüchtige Stunden dauern, er sann nach einer Möglichkeit, diesen Abschluß zu einem berauschend schönen Fest zu gestalten, dessen Eindruck auch ihr unvergänglich bleiben sollte. Er wollte ihr Seingedenken erzwingen, auch in der Ferne, auch in dem Milieu, in das sie nun zurückkehrte, an das er sie wieder verlor. Der Abschied sollte auch ihr eine wieder zueinander zwingende Sehnsucht

schaffen. Er wollte kein Intermezzo, kein Weniger teuer bleiben für ein Wesen, das er so sehr liebte.

Es war eine seltsame Vertauschung der Positionen, eine Umkehrung des Ueblichen, die sich aus der Tatsache, daß sie einen freien Beruf und völlige Ungebundenheit besaß, er aber an die Kleinstadt und in eine unglückliche Ehe gefesselt war, ergab. Er, der Mann, warb um die Beständigkeit und um die Vertiefung eines Gefühls, von dem er — übrigens fälschlich — annahm, daß es ihr nur ein Bestandteil der Ferienfreude gewesen war. Er war trotz der vieljährigen Ehe und des ebenso langen Kleinstadt-Milieus überraschend jugendlich phantasiereichen Sinns geblieben. Vielleicht war es die wirklich tiefe Musikalität, die ihn gegen alle erlösenden Einflüsse der Umwelt immun gemacht hatte, vielleicht hatte sie ihm das reine und leidenschaftliche Empfinden in all der ihn umgebenden Nüchternheit erhalten können — jedenfalls zeigte sich jetzt in dieser späten ersten wirklichen Liebe Erfindungsgeist und das holde schalkhaft Poesievolle, das sonst nur den Zauber von Studenten-Bekannschaften ausmacht. All die erfolgreichen kleinen Listen, die reichlich vorhandenen Hindernisse zu umgehen, schufen eine Atmosphäre von Spannkraft und Jugendfrische, die den Reiz ihres Jähns noch erhöhte. Nun sann er nach einer Möglichkeit, ihr einen ganzen Tag widmen zu können. Es mußte unbedingt ohne jeden Eklat geschehen, ohne seine Stellung als Ehemann und jene, die er in der kleinstädtischen Gesellschaft einnahm, zu schädigen. Denn — bei aller Beschwingtheit — war er doch kein unbesonnener und vor allem kein gewissenloser Mensch. Die vorhandenen zwei Kinder schlossen jeden Gedanken an Scheidung von vornherein aus. Er durfte sich aber auch als Familienvater und Amtsperson nicht blamieren, sein persönliches Verhalten mußte nach außen hin weiter musterhaft einwandfrei bleiben.

Es schien schwierig genug, unter solchen Umständen ein derartiges Fest zu arrangieren! An diesem Montag standen ihm gerade noch sechs Tage für die Vorbereitungen zur Verfügung. Inmitten der vorgeschilderten Familientafelstenden ging ihm das durch den Kopf, während er mit anscheinend ausschließlichm Interesse in die städtische Tageszeitung starrte. Plötzlich erhellten sich seine Blicke und zwar unerklärlicherweise bei der Lektüre der Neblamentizen. Darunter fand er die Aufforderung Klassenlose zu laufen, dieziehung des Hauptgewinns sei anderntags. „Spielt eigentlich Tante Verta immer noch so unentwegt in der Lotterie?“ wandte er sich plötzlich an seine Frau. „Ach ja, antwortete sie mißmutig, alles Geld, das man ihr zukommen läßt, verliert sie auf diese Weise... Eine fürchterliche Mißschuld läßt man auf sich, ihr für dieses Laster das Geld noch zu geben...“ Peter wußte, daß nun endlose Betrachtungen, die den Geiz seiner Frau beschäftigen sollten, folgen würden und so nahm er rasch seinen Hut und entfernte sich mit einem flüchtigen Gruß,

er müsse heute früher ins „Amt“. Untertweg verweilte er einige Minuten in der Redaktion der Tageszeitung, die sein bester Jugendfreund herausgab und machte in der gleich anschließenden Buchdruckerei eine dringende Bestellung. Sodann ließ er sich noch ein Paket großer weißer Kuberts geben und eilte, leichtfüßig wie Romeo, zu Evelyn, die für diese Stunde den Kaffee für ihn köstlich aromatisch bereitet. Der überaus zärtlichen Begrüßung folgte eine mehr geflüsterte, von Heiterkeitsausbrüchen lebhaft unterbrochene Unterredung, nach welcher Peter seine Kullfeder zückte und eine ansehnliche Liste von Adressen, es waren die der 999 seiner Frau verwandten Hydramäuler, zusammenstellte. Evelyn sollte für den nächsten Tag die mitgebrachten Kuberts, mit diesen Anschriften versehen, ihm vorbereiten. Dann suchten sie einen passenden Zug im Fahrplan, mit dem Evelyn am Mittwoch in die Hauptstadt fahren sollte, um jene Tante Verta aufzusuchen und zugleich die geheimnisvolle Druckfäße in der Residenz aufzugeben. Der Plan war fein ausgeklügelt, an nichts war vergessen worden. Evelyn klatschte in die Hände und zu Peters heimlichem Jubel meinte sie glücklich, nun sei auch ein Weg gebahnt, Peters künftige Reisen in die Stadt, in der auch sie selbst lebte, glaubwürdig harmlos zu motivieren. Es war klar, daß die geldgüchtige Emilie es ihrem Gatten eher danken würde, wenn er sich — ohne Wissen der übrigen Verwandten — bei dem Millionenermütterchen Liebkind machen wollte! Von ihrem Reich beseligt wie Max und Moriz, tanzten der würdige Herr Anisrat und Evelyn durchs Zimmer.

Tagsdarauf gab es in der kleinen Stadt keine geringe Aufregung und insbesondere Peters Villa war von Besuchern förmlich belagert. In der Zeitung war eine Notiz erschienen, die besagte, daß der Haupttreffer der diesmaligen Klassenlotterie einer privaten Meldung nach, einer alten Dame zugefallen sei, die gerade am darauffolgenden Sonntag in voller geistiger Frische ihren 80. Geburtstag feiere. Die glückliche Gewinnerin, die in der Hauptstadt wohnte, soll die Seniorin einer auch in unserem Heimstädtchen hochangesehenen weitverzweigten Familie sein, der eine kundige Kellnerin einst vorausgesagt hatte, daß sie ihre Tage dereinst als Millionärin beschließen werde. Dies habe auf sie einen so tiefen Eindruck gemacht, daß sie fortan an der Lotterie großes Interesse nahm und nie veräußerte mitspielen. Ihre jahrelange Ausdauer sei nun aber auch märchenhaft belohnt. Kein Zweifel — es konnte nur Tante Verta sein! Es war ihr also richtig eine Million zugefallen! So hatte sie es also doch noch erlebt, die gute, brave Seele! Man begann einander gerührt von ihrer großen Bescheidenheit zu erzählen, von ihrer großen abgekürzten Weisheit, ihrer Herzensgüte, ihrer rührenden Familienliebe, an den Kindern nahm sie stets besonderes Interesse und wußte vor jedem Nachwuchs, gratulierte immer herzlich. (Früher hatte man gesagt, sie melde sich schon

wieder um eine Spende, die lästige Alte!) Aber jetzt überbot man sich in schmähdenden Beiworten für das liebe, liebe Tantchen und an der Betonung der Innigkeit der eigenen Verwandtschaftsgeföhle. „Achtzig Jahre werde sie nun gerade — Welch eine rührende Aufmerksamkeit des Schicksals ihr zu diesem Jubiläum eine Million zu schenken! Aber man wollte — in den gegebenen Grenzen — auch das Seine tun, dies feltene Fest zu verschönern, man wollte sie besuchen, ihr die geliebten Kindlein alle bringen und Geschenke machen! Es war Peters kluger Gedanke, der sofort aufgegriffen wurde, denn er hatte ihn — zum heimlichen Verdruß seiner Frau, die das Geld für ihre Familie allein ergattern wollte — vor den Besuchern ausgesprochen.

Eine fieberhafte Tätigkeit entwickelte sich. Die Kaufleute strahlten, denn es zeigte sich plötzlich ein geschäftlicher Aufschwung, wie sie ihn so mitten in der Krisenzeit nicht einmal zu erträumen gewagt hätten. Insbesondere die Woll- und Handarbeitsgeschäfte wurden förmlich geplündert. Bettjächchen, Säubchen und Fußwärmer gab es am zweiten Tage im weiten Umkreis nicht mehr, aber auch die Lebensmittel- und Vorkaufgeschäfte feierten Verkaufsvorgänge. Die Konditoreien mußten in Afford die Torten baden. Ein besonders findiger Spekulant auf Millionentantchens Gunst erstand ein — wenn auch im System schon veraltetes Radio, worauf Peters Frau, die es durch ihren Mann erfuhr, ihr freischendes Grammophon opferte, zu dem Peter sinnig seinerseits die Platte mit dem Lied an die Freude „Seid umschlungen Millionen . . .“ beistellte. In den Kinderkleidgeschäften ging alles ab, sogar die ältesten Ladenhüter wurden sie los, jede Schneiderin war beschäftigt und jede Modistin. Dabei arbeiteten die Hausfrauen auch selbst emsig, öffneten über Peters Rat auch ihre Vorratskammern bereitwillig und zum Entsetzen der Ehemänner sollten auch Gläser mit eingelegten Eiern und Eingekochtem die für sie immerhin gefährliche sechsstündige Schnellzugreise mitmachen! Donnerstag traf wirklich eine offizielle gedruckte Einladung zum 80. Geburtstag der guten Tante ein, in der es hieß, daß „nur persönliche Glückwünsche angenommen werden. Gott habe sie die Erfüllung eines so heißen Wunsches erleben lassen — sie wolle ihre geliebte Familie vollständig bei dem Feste um sich haben.“ Alles meinte gerührt. Die gute Tante! Man beschloß schon Samstag mit dem ersten Frühzug zu reisen, um sich einerseits am Festmorgen ausgeruht präsentieren zu können, andererseits — da man ja nun doch einmal die Speise habe, etwas auch von der Großstadt zu genießen. Peter, klug an alles denkend, riet davor ab, der Tante jetzt schon irgendwie durch Zur-Vast-Fallen oder Vorgewünschte Argwohn ob der Natur der Gesühle zu erregen, was ihm würdevoll entrüstete Proteste eintrug. Man werde doch nicht . . . ! Man habe sie doch wirklich lieb, die alte Dame . . . !

Es klappte — es klappte! Mittwoch war bei Tante Berta, die übrigens eine geistreiche, vom Leben gewidmete alte Frau war, eine entzückende junge Dame erschienen und hatte sie in die Sache insoweit eingeweiht, daß ihr Neffe der Amtsrat, von Tantes prekärer Lage Bericht erhalten und beschlossen habe, ihr durch einen klugen Streich, mit dem zugleich den geizigen Verwandten ein Schnippchen geschlagen werde, einen fortan sorgenfreien Lebensabend zu sichern, ihr Geschenke und liebevolle Beachtung zu erzwingen. Sie möge das Spiel nicht verderben, weil dadurch ein besseres Leben für das Tantchen beginnen würde. Und Evelyn ließ nicht nur eine Tausend-Kronen-Note, sondern

auch eine funkelnagelneue schwarze Tassetrobe für das Mütterchen zurück. Mit Freuden ging Tante Berta auf den Spaz ein — trotzdem er — wie sie schalkhaft meinte — auch ihr ein großes Opfer auferlegte. Denn sie wäre tatsächlich erst vorigen Monat 77 geworden und es sei keine leichte, es sei direkt eine heroische Tat für eine Frau — sich freiwillig um drei Jahre noch älter zu machen! Evelyn versprach lachend für spätere Verjüngung durch Theaterkarten und geistige Anregung um so eifriger zu sorgen, ja sogar den regelmäßigen Besuch ihres eleganten Neffen Peter stellte sie der alten Dame in Aussicht.

Alles ging wie am Schnürchen. Pünktlich

am Freitag abends traf das Telegramm ein, das Peter zu einer amtlichen Konferenz in eine Stadt entgegengesetzter Richtung einberief. Er bat Emilie Tante Berta seinen Kummer über sein Fehlen bei der Feier auszudrücken und zugleich seinen Besuch für den darauffolgenden Sonntag anzukündigen . . .

Frühmorgens am Samstag aber gab es ein lebendes Bild vor dem Bahnhof des Städtchens, das Ähnlichkeit mit dem biblischen Auszug aus Ägypten aufwies — nur die Kostümierung war eine andere . . . Eine halbe Stunde später aber fuhr ein Auto mit zwei überglücklichen Menschen ins Land der Seligkeit . . .

Englische Frauen — heute und gestern

„Sagen Sie mir etwas über englische Frauen“, bat ich den jungen Freund, den ich zufällig in London traf, denn ich hatte manches gesehen, das mich erstaunte. Er schüttelte den Kopf. „Ausgeschlossen“, sagte er. „Fragen Sie mich nach den Slums und Chinatown, dem Tower, Whitechapel und dem ganzen London nach der Coronation und ich werde Ihnen die garantiert besten Auskünfte erteilen; englische Frauen sind tabu. Man kommt einfach nicht an sie heran.“

Das schien merkwürdig, doch es stimmte mit dem Bilde überein, das ich mir von der Engländerin im allgemeinen gemacht hatte: sportlich, stolz, ablehnend, eingeschlossen in die Schranken der Familie und des Empire: vor allen Dingen aber unmodern und unfrei im Sinne unserer kontinentalen Auffassung. So schnell aber gab ich meinen Plan, etwas über die englische Frau von heute zu erfahren, nicht auf. Ich überhörte geflüstert die bissige Bemerkung des jungen Mannes, der behauptete, englische Frauen seien nur im Zustande der „alten Spinster“ zu ertragen, denn dann seien sie wenigstens amüsant, und interviewte nunmehr ein junges Mädchen, das bereits einige Jahre in England lebte. „Die Sache ist nicht einfach“, meinte es, „schlimm ist, daß es fast keine Berührungspunkte gibt zwischen den Engländerinnen und den Frauen vom Kontinent. Meiner Meinung nach gibt es drei Gruppen von englischen Frauen: die Arbeiterin, den „Blaustrumpf“ und „das Biß“, die Ehefrau. Der „Klapper“ ist eine Uebergangserscheinung; er entwickelt sich zum Blaustrumpf oder zur Ehegattin, je nach Neigung und Glück. Die Arbeiterin hat es schwer wie überall. Sie hat sehr viele Kinder zu versorgen, ihre eigene Wohnung, die Wohnung fremder Leute (als Aufwartefrau), ihren Mann und ihren Haushalt. Sie ist ständig geheizt, müde, hat keine Zeit für sich selbst und wenig für die Kinder. Sie ist, wie überall, der geplagteste, aber auch der arbeitsamste und aufopferndste Mensch in der Gemeinschaft des Volkes. Anders ist es mit dem Blaustrumpf. Die studierende und „studierte“ Frau in England ist ein Ausbund an Geistesfreiheit und exaktem Wissen. Das Studium an der Oxford-Universität ist die Vorkategorie, die ihr die Tür in alle öffentlichen Verufe öffnet. Sie ist Ärztin, Rechtsanwältin, Politikerin. Sie arbeitet wie ein Mann, mit viel Verstand und wenig Leidenschaft. Darum wird sie zwar noch immer niedriger bezahlt als er, gilt aber genau soviel wie ihr männlicher Kollege. Wirklich schwierig wird die Geschichte erst bei der Engländerin als Frau ihres Mannes. Die Engländerin ist keine Hausfrau. Der Mannequin zum Beispiel oder auch das Ladenmädchen, die Verkäuferin, die geheiratet haben, sind zu Wesen

geworden, die wir nur schwer verstehen können. Es ist nicht etwa eine Ausnahmerscheinung, sondern üblich, daß der Mann, bevor er in die City fährt, das Frühstück bereitet, um es seiner Frau im Bett zu servieren, Feuer im Kamin entzündet und, sofern er noch Zeit hat, die Wohnung in Ordnung bringt. Bis mindestens halb zehn ruht sich die Frau noch aus. Dann macht sie rasch Toilette, verabredet sich mit einer Freundin zum „Shopping“-machen zwischen Vormittag und Mittag, nimmt den Lunch im Refreshment-Room eines Warenhauses oder in einer der vielen kleinen Snack-Bars, in denen man die entzückendsten Sachen bekommt, kauft sich im Vorübergehen vielleicht noch ein hübsches Kleidchen, das nicht mehr als eine Guinee kostet, geht nachmittags, weil die Vorstellung so unvorstellbar billig ist und außerdem Jack Taylor spielt, schnell in ein Kino, kauft unterwegs vom Wagen etwas Obst und am liebsten gleich den fertigen Braten, meistens aber eines der berühmten „steaks“, Gemüse in der Wäsche, und eilt nach Hause, um sich rasch und oberflächlich ihren Pflichten als Hausfrau hinzugeben. Denn das Diner muß fertig sein, wenn der Mann aus der City kommt. Es ist meist auch fertig, und da der Engländer kein Feinschmecker, wohl aber immer noch ein Gentleman ist, hat er sich längst an diese Art der Haushalts- und Lebensführung gewöhnt und belohnt sein Weib für die gehaltenen Tagesmühen mit einem abendlichen Kino- oder Theaterbesuch. Sie würde es für das größte Unrecht der Welt halten, wenn er ihr irgendwelche Vorwürfe über ihre einigermassen nutzlos verbrachten Tage machen würde. Geistige Interessen hat sie nicht. Die sind der Frau der höheren Gesellschaftsklasse vorbehalten. Die weiß natürlich über alles Bescheid. Sie ist ebenso interessiert an Sport wie an Literatur — sie ist die Engländerin von gestern geblieben. Kleine Unterschiede gelten überall. Warum aber, wenn Sie die Sache wirklich interessiert, suchen Sie die englische Frau von heute nicht in ihrem Heim auf?“

Auch das war nicht so einfach, doch auch das gelang. Ich traf: eine Bankangestellte, eine Krankenschwester, einen Mannequin und die wirkliche Hausfrau.

Die „wirkliche Hausfrau“ war entzückend. Sie war nicht mehr jung, bewohnte das herrlichste, altenglische Landhaus, das ich je gesehen, und hatte, wie scheinbar alle Hausfrauen der Welt, Dienstmädchenzorgen. Sie gab offen zu, daß sich die englische Frau nichts aus der Zubereitung der Mahlzeiten mache, fand das aber durchaus in der Ordnung und verwies auf die hervorragenden praktischen Eigenschaften, die sie als Ausgleich dafür besitze. Sie zeigte mir das Wunderwerk einer Küche, die aus drei Räumen bestand und jede Hausfrau in helle Begeisterung

Was haben Sie gewonnen?

bersehen mußte. Es blühte nicht nur vor Sauberkeit, sondern alles, vom Gasofen bis zum Frigidaire und die für kleine Küchenväsche vor-handene verfenkbare Wringvorrichtung, war derart handlich, einfach und benützlich erfunden und eingeordnet, daß ich meine Ansichten über die englische Hausfrau wesentlich korrigierte, zumal das Dinner, von einer schweizerischen Köchin bereitet, vorzüglich mundete.

Schweizerische und österreichische Kräfte sind nicht nur im englischen Haushalt, sondern auch in der Krankenpflege sehr gesucht. Die englische Krankenschwester, die ich kennenlernte, war eine verheiratete Frau. Sie hatte mit der Bedingung geheiratet, weiterhin ihrem Berufe nachgehen zu können, um aus eigenen Mitteln und nicht aus denen des Mannes ihre mittellosen Eltern unterhalten zu können. Ihr gerades Gegenstück war der bildhübsche Mannequin, der mit seiner leicht puppigen Schönheit rechnete wie mit einem Kapital. Zwanzig Jahre alt war dieses junge Mädchen, und es gab offen zu, daß es sich drei Jahre Zeit gegeben habe, um von ihrer Jugend den bestmöglichen Gebrauch zu machen: das heißt „die beste Partie“, die sich ihr biete. Liebe sei unmodern. Ein bequemes, gesichertes Leben auf vernünftiger Grundlage das erstrebenswerte Ziel. Noch könne sie wählen, und sie werde auch. Denn mit 23 Jahren sei sie alt und müsse nehmen, was gerade komme . . .

Der seltsame Nachgeschmack, den diese Unterhaltung hinterließ, verschwand sofort und machte neigungsvoller Hochachtung Platz, als ich den Abend darauf mit der Bankbeamtin sprach. Sie lächelte über meinen Eifer, etwas von den englischen Frauen zu erfahren, genau so wie über das völlig ernst gemeinte Kompliment, daß ich nie so viele wirklich hübsche und interessante Frauen gesehen habe wie in London, nicht einmal in Paris. Das läge, meinte sie, wahrscheinlich daran, daß London die größte Stadt der Welt sei und also der Prozentfuß an hübschen Frauen entsprechend größer als in anderen Städten, sei also logisch und darum kein besonderes Kuriosum. Das Kuriosum läge vielmehr darin, daß sich die englische Frau seit einigen Jahren dazu hergebe, sich noch auffälliger und öffentlicher zu schminken, zu pudern und die Lippen zu bemalen, die Nägel zu lackieren und die Frauen zu rasieren, wie ihre kontinentalen Kolleginnen. Doch sei selbst dieser Erscheinung, die zu einer Manie geworden sei, nicht viel Bedeutung beizumessen. Die einschneidendste Veränderung im englischen Frauenleben seit vielen Generationen sei im Kriege geschehen. Sein Ende habe nicht nur das Frauenstimmrecht gebracht und die Frau im Verufe gleichberechtigt, sondern auch einer ganzen Frauen-generation die Männer geraubt. Viele dieser Frauen stünden heute, wie sie selbst, im Verufe und nähmen verantwortungsvolle und auch gutbezahlte Positionen ein. Besonders aus ihren Kreisen aber resultiere der unbedingte Wunsch der englischen Frauen nach Frieden, und ein gewisses Gemeinschaftsgefühl mit den Frauen des Kontinents, ein Gefühl, das über alle wirklichen und eingebildeten Verschiedenartigkeiten der Nationen triumphiere.

Ehe ich diese Frau, die seit dem Kriegsende ihre Tage in einem der größten Bankhäuser Londons verbringt, verließ, betrachtete ich lange das Bild eines jungen Soldaten, das über ihrem Schreibtisch hing. Maria G. L. e. t.

**Volk und Knecht und Ueberwinder,
sie gestehn zu jeder Zeit:
höchstes Glück der Erdenkinder
sei nur die Persönlichkeit.**

G o e t t e.

Roland Dorgelès, der Verfasser der „Hölzernen Kreuze“ — neben dem Roman von Barbusse eines der meistgelesenen Kriegsbücher Frankreichs — gibt unter dem Titel „Es lebe die Freiheit!“ den Rechenchaftsbericht einer Reise durch Diktatorländer. Er hat Rußland besucht, Deutschland, Italien, Österreich und Ungarn. Dorgelès ist nicht Sozialist, wohl aber Antifaschist und überdies ein Mensch mit wachem Gewissen. Seine Argumente sind keineswegs immer die unseren. „Der Faschismus ist nicht die Mauer, mit der man zweckmäßigerweise den Besitz schützt“ — Dorgelès wird nicht müde, dies zu demonstrieren, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, von welchen Ohren er gehört werden will. Da er aber ein unerbittlicher Beobachter ist, ist sein Buch von Wert für den Abwehrkampf, in dem sich Europa befindet. Wir zitieren einige Bruchstücke.

In D e u t s c h l a n d. „Was haben sie gewonnen, frage ich mich, die armen Teufel der Sturmtruppen, Nazis von der ersten Stunde, die die Kommunisten mit Revolvern angegriffen haben und die, wenn es sein mußte, den Maschinengewehren der Reichswehr trotzen? Nichts als diese unfehlbare Hofe, die sie selbst bezahlen mußten, Stiefel aus Kunstleder, eine Feldflasche, die — ach wie oft! — leer ist, und das braune Hemd, unter dem sie frieren. All ihren Gewinn führen sie bei sich. Die Auszeichnungen, das Abzeichen, die guten Stellen, das ist für die anderen gewesen, für die Soldner der Schutzstaffel (SS), nun brüsten sich die Herren in ihren schwarzen Uniformen. Die allerdings waren noch zu jung, um sich schon in München zu schlagen, sie sind gerade im günstigen Augenblick gekommen. Seit dem Juni 1934 — der Erledigung Röhms — kann man sagen, daß die Brauhenden, denen Hitler die Macht verdankt, nichts mehr als Figuranten sind.

Sie kommen einen Abend in der Woche zu einer Weisprechung zusammen und an drei Sonntagen des Monats zu einem Übungsmarsch, der immer mehr den Charakter einer Landpartie annimmt. Bei einer Katastrophe oder bei einem Unzug erinnert man sich ihrer, sie dürfen dann Ordnungsdienst machen oder die Fahne tragen. Auf den Schießplätzen läßt man sie üben, aber dann müssen sie die Patronen bezahlen. Ihr einziges Privileg ist, einen Monatsbeitrag zu leisten. Arbeitslose: hundert Sous. Das ist Vorzugspreis. Da sieht man, was es einbringt, die Haut für einen Diktator zu Marke zu tragen.“

In O e s t e r r e i c h. „Was sagen sie? Diktator?“ Bei diesem beleidigenden Wort hatte sich mein Gesprächspartner steif in seinem Stuhl zurecht gesetzt.

„Nein, mein Herr, Österreich kennt Gott sei dafür gelobt, keine Diktatur. Ich möchte ihnen mit dem schönen Wort des verstorbenen Kanzlers Dollfuß antworten „Autoritäres, aber nicht willkürliches Regime.“

Von politischem Eifer beflügelt, fuhr der hohe Beamte, der mich empfangen hatte, in seiner Rede fort. Aber der Name, der soeben über seine Lippen gekommen war, genügte, um meine Aufmerksamkeit abzulenken. Wir befanden uns in einem Büroraum am Ballhausplatz, in einem Gebäude, das mehr von der Kaserne als von einem Ministerium hatte. Die schweren Kugelstürze waren von einem Soldaten in Stahlhelm bewacht, und zwei Etagen tiefer hatte ich soeben den historischen Raum

gesehen, in dem an einem Julitage 1934 die Nazis feige den kleinen lächelnden Mann niederschlugen, in dem sich die patriotischen Hoffnungen Österreichs verkörperten, den Doktor Dollfuß, den Freund Frankreichs.

Durch das offene Fenster sah ich, an der anderen Seite des Volksgartens, den monumentalen Rathaussturm, der überragt wird von einem Ritter aus Kupfer, und ich dachte an das tragische Schicksal dieses Diktators, der die Erhebung der Arbeiter in Blut erstickte und der einige Monate später unter den Augen der Parteigänger Hitlers fiel, so als ob die Braunen einem mystischen Auftrag gehorcht hätten, der ihnen befahl, ihre roten Feinde zu rächen.

Seitdem hört, Held für die einen, Tyrann für den anderen, Dollfuß nicht auf, über Österreich zu herrschen, wie der kupferne Ritter dort oben auf dem Rathaussturm.

„Wir schulden ihm alles,“ versicherte in einem Tonfall, der keinen Widerspruch zuließ, mein Gesprächspartner. „Unseren inneren Frieden, unseren wirtschaftlichen Wiederaufstieg, unser internationales Gleichgewicht, unsere Verfassung . . .“

Verfassung? Warum dies Wort? Meine Gedanken flogen von neuem über die Dächer Wiens. Ich suchte mit den Augen zwischen den Wipfeln der Bäume das Parlament. In den Zeiten der Monarchie war dies Palais berühmt für seine stürmischen Sitzungen. Das Parlament ist stumm, das Parlament ist tot. Eine willkürliche Hand hat die Tür verriegelt, die selbst das Kaiserreich nie geschlossen hat.

Wie kann man von öffentlichen Freiheiten sprechen, von Bürgerrechten, in einem Lande, in dem die Parteien verboten sind!

Eines Tages machte ich bei einem alten Professor Besuch, der mehrfach Verfolgungen ausgesetzt gewesen war, und ich sagte, daß doch eigentlich die Tyrannen, über die er sich beklagte, recht wenig spürbar wäre. Da sah er mich an, halb spottend und halb gequält:

„Haben Sie denn nicht bemerkt, daß ich die ganze Zeit über leise spreche . . .“

Wie hatte mir dieses Detail entgehen können . . .

Das letzte Bruchstück, das wir bringen, bezieht sich auf I t a l i e n. Man findet es in einem Kapitel, das Dorgelès überschreibt „Raschist wider Willen“. Der Berichterstatter hat halt gemacht in einem kleinen toskanischen Ort, unweit von Florenz. Er läßt es sich da wohl sein und neckt sich mit seinem Gastwirt. Die folgende Szene spielt bei Frühstück und Morgentoilette.

„Nachrichten, Herr Capponi?“

„Ausgezeichnete, außerordentlich ausgezeichnete“, spottete er. „Die Engländer entschuldigen sich bei uns. Hitler kann ohne uns nicht leben. Die Roten in Madrid ziehen sich in Unordnung zurück. Aber ich möchte doch noch auf die Pariser Zeitungen warten, damit ich sicher gehe.“

So ist es. Mein Wirt, obwohl er heiteren Gemütes scheint, ist — die Natur hat solche Kontraste — Skeptiker auf seine Art. Ich hatte ihn noch nicht meine erste Wochenrechnung bezahlt, da vertraute er mir schon an: „Ihnen kann ich es ja sagen, ich bin keineswegs Raschist.“

„Meinen Sie etwa ich, zum Teufel! Aber immerhin, Sie gehören zu den Honoratioren . . . Sie sind Geschäftsmann . . .“ — „Das ist es ja gerade“, fuhr er mit finsterner Miene fort. —



Copyright P. L. B. Bøe & Copenhagen



Adamsons Jagderlebnis

„Man packt uns zuviel auf. Wegen dieser verfluchten Sanktionen sind die Fremden nicht gekommen, die Folge war, ich habe nichts verdient. Aber die Steuern, um den Krieg damit zu bezahlen, die hat man sich geholt.“

„Ja, Kolonialkriege kosten sehr viel Geld“, stimmte ich bei, „Italien wäre auch ohne Abessinien fertig geworden.“

Aber da hätten sie meinen Birt sehen sollen. „Keineswegs! Wir brauchen Abessinien dringend. Unser Boden ist nicht reich. Und überdies, wir hatten die Schmach von Adoua abzuwaschen.“

„Sie sprechen ja doch wie ein Faschist“, wunderte ich mich.

„Aber nein, Ich bin royalistischer Republikaner. Wie das bei den Engländern ist. Ich spreche oft mit ihnen, wenn sie hier durchreisen. Sie haben die beste Regierungsform.“

„— Und Frankreich etwa nicht?“

„Nein, zuviel Politik. Mussolini hat ganz recht getan, daß er uns das vom Halbe schaffte.“

„Da sehen Sie doch, daß Sie Faschist sind.“

„Niemals.“ Er wies diese Anschuldigung mit ausgestrecktem Arm von sich. „Man hat uns ausgepreßt wie Feigen, selbst der Fremde, der sich hier nur kurz aufhält, merkt das. Man tut in Italien nur etwas für die Arbeiter, weil sie die Zahl für sich haben.“

Es folgen an dieser Stelle wortreich und vollständig die Klagen des Mittelständlers. Dorgeles wendet ein:

„Das Volk immerhin muß also glücklich sein!“

„Keiner ist glücklich. Diejenigen, die geben sollen, sind der Meinung, man verlangt zu viel, diejenigen, die die Hände aufmachen, finden, daß man ihnen nicht genug gibt.“

„Siehe da. Es bleiben also doch Mißvergnügte?“ interessierte ich mich. Und indem ich verständigerweise die Stimme senkte: „Gibt es in Ihrer Gemeinde wirkliche Antifaschisten? Kämpferische?“

Diese Frage traf ihn unvorbereitet. Er lag auf seinem Sessel und suchte die Antwort an der Zimmerdecke. Plötzlich sprang er auf:

„Beppel Caterina! Prestoqual!“

Um diese vertrauliche Auskunft zu erlangen, rief er das ganze Haus zusammen. Da, er ging in das Schankzimmer, wo die Lastwagenauffeure tranken. Aber auch die kannten keine Konspiratoren.

„Nein, sie wissen nichts“, sagte er. „Wir hatten hier mal einen Gipsverkäufer. Der war Kommunist. Aber er ist davon abgekommen, weil er heiraten wollte.“

Im weiteren Verlauf des Kapitels bemerkt Dorgeles, wie eifrig Herr Capponi am Rundfunk zuhört, wenn der Duce spricht. „Er macht eben doch mit euch, was er will. Es ist ein Mann von Genie“, forderte ich den Birt heraus.

„Er hat sogar zuviel davon. Wie ihr Napoleon. Man weiß nicht, worauf das noch hinaus soll.“

„Jedenfalls nicht auf einen Krieg. Italien betrachtet sich nach der Eroberung von Abessinien als zufrieden gestellt. „Er“ hat es selbst gesagt. Italien blickt auf kein Gebiet begehrt, das seinen Nachbar gehört. Weber Tunis...“

„Es gibt aber viele Italiener in Tunis“, murmelte mein Birt.

„Noch Korsika...“

„Korsika ist nun schon mal ganz sicher eine italienische Insel“, fuhr er fort zu brummen. „Und Fische haben sie da, Fische... An unseren Küsten gibt es längst nicht so viele.“

„Noch die alte Grafschaft Nizza.“

„Wissen Sie das? Meine ganze Familie stammt aus Nizza. Der Vetter, der Nefte, der Schwager...“

Diesmal dünnte ich seinen Expansionsdrang ein. „Aber ich bitte Sie, respektieren Sie wenigstens unsere Grenzen.“ Und dann sagte ich traurig: „Sie sehen doch, daß Sie Faschist sind. Sie sind ja noch faschistischer als Mussolini selbst.“ Das indessen wollte er nicht wahr haben...“

Diese letzte Episode hört sich lustig an. Aber sie ist doch nur scheinbar lustig. Sie zeigt — und man kann das in allen faschistischen Ländern beobachten — wie wenig im Grunde Durchschnittsbürger fähig ist, auch nur in Gedanken Widerstand zu leisten. Es ist, als ob die Hirne undicht würden.

Schach ins Volk

SCHACHAUFGABE Nr. 360.

Von W. B. Rice.

Schwarz: Kc2, Dc1, Sf2, Bb2, d5. (5)



Weiß: Kb5, Dd4, Th3, Le2, h8, Sb3. (6)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen an Wenzel Scharoch, Drakowa 32, Post Modlan, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 357: Df8-f1!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Tepper Franz, Karlsbad; Nitsch Rosa, Trupschitz; Beutel Wilhelm, Arnsdorf bei Tetschen; Schöffel A., Schöbritz; Dinnebler Emil, Tetschen; Soböpka Josef, Komotau; Hyna Josef, Hostomitz; Bergh Josef, Klein-Auread; Geißler Josef, Serbitz; Havel Franz, Modlan; Walter Ludwig, König Anton, Steinwitz; Hans, sämtlich Kwitkau; Trilitz Gustav, Wisterschan; Ulbert Rudolf, Prosetitz.

Kreisnachrichten.

Der V. Kreis beruft für den 14. November eine Schachkonferenz ein, welche von allen Vereinen mit Schach spielenden Genossen besichtigt werden muß. Tagungsort Brüx. Einladungen ergehen an alle Unionsvereine.

Für die Kreisleitung: Scharoch Wzl.

Sektion Sobrusan begann ihr Vereinsturnier mit 8 Teilnehmern. Sektionsleiter Gen. Gustav Wiedermann, Sobrusan b. Dux Nr. 7. — Nach längeren Bemühungen gelang es Gen. Hyna in Hostomitz, den Spielbetrieb wieder aufzunehmen. An dem Vereinsturnier nehmen 10 Genossen teil. (Bravo, Hostomitzer Genossen!)

PARTIE Nr. 137.

Philidors Verteidigung.

Gespielt zu Tiflis (USSR) 1937.

- Weiß: Rauser Schwarz: Iljin Zenovskij.
 1. e2-e4 e7-e5
 2. Sg1-f3 d7-d6
 3. d2-d4 e5x4
 4. Sf3xd4 Die Variante Dxd4, Sc6;
 5. Lb5, Ld7; 6. LxS, LxL: wäre für Schwarz vorteilhafter.
 4. — — — Sg8-f6
 5. f2-f3 d6-d5
 6. e4-e5 Sf6-d7
 7. f3-f4 Sb8-c6
 8. Sd4xc6 b7xc6
 9. Lf1-d3 Dd8-h4+
 10. g2-g3 Dh4-h3
 11. Dd1-f3 Lf8-c5
 12. Lc1-e3 0-0
 13. Sb1-d2 f7-f6!

Durch dieses Bauernopfer erreicht Schwarz eine vorteilhafte Stellung und übt nach Besetzung der e-Linie starken Druck auf Weiß aus.

14. e5xf6 Tf8-e8
 15. Sd2-f1 Sd7xf6
 16. Ke1-d2 Besser wäre 0-0-0 gewesen, unter Preisgabe der Qualität.
 16. — — — Le8-g4
 17. Df3-d2 d5-d4!
 18. Le3xd4 Te8-e2+!!
 Weiß gibt auf.

Nachdem nach Lxe2 die Dame verloren geht.